

## **„Back to the Roots“: Für eine neujüdische Spiritualität**

von Prof. Dr. Michael Wolffsohn\*  
Universität der Bundeswehr München

Oft ist das Judentum totgesagt worden. Es blieb lebendig, obwohl Millionen Juden mit ihrem Leben bezahlen mussten. Dafür? Seit der Spätantike (auch vorher? Darüber ließe sich wissenschaftlich streiten) und bis zur Säkularisierung ja. Juden und Judentum hätten nicht trotz, sondern wegen des Antisemitismus überlebt. Der habe die Juden überhaupt erst zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt. So eine (die?) gern gehegte und von Jean-Paul Sartre modernisierte Legende zum jüdischen Überleben.<sup>1</sup> Sie ist schon deshalb falsch, weil vor der Säkularisierung, im (für Juden und Christen) Religiösen Zeitalter die Religion einer und für Juden der entscheidende Bindungs- und Bildungsfaktor war.

Wie für Christen und Christentum bedeutete für Juden und Judentum die Säkularisierung eine, die fundamentale Herausforderung. Nicht nur durch rationalistische Fundamentalisten, sondern mindestens so sehr von dem (inzwischen) Hauptstrom der religiös Indifferenten.

Vor der „Endlösung“ schien, nein, stand das westeuropäische, allen voran das deutsche Judentum vor der (Selbst-)Auflösung als Selbst-Auslöschung durch religiöse Gleichgültigkeit, Mischehen, Gemeindeaustritte und Taufen bzw. Konversion. Von ca. 1800 bis 1933 hatten sich rund 80 bis 90 Prozent der deutschen Juden vom Judentum abgewandt. Das sind, wohlgemerkt, empirisch-repräsentative Zahlen.<sup>2</sup>

Das bedeutet: Der sechsmillionenfache Judenmord („Holocaust“) war für das moderne, weitgehend assimilierte und akkulturierte, in jeder Hinsicht an die nichtjüdische Umwelt angepasste Judentum, das nicht selten das nichtjüdische Säkularisationsoriginal übertraf, eine doppelte Katastrophe: Zum einen die Katastrophe (Hebräisch „Schoah“) schlechthin, die physische Liquidierung. Zum anderen wurden die meisten der sechs Millionen Juden für etwas ermordet, das ihnen nichts (mehr) bedeutete: ihr Judentum.

Nach der Doppel-Schoah gab es, wieder empirisch-repräsentativ ermittelt, anfänglich eine sanfte, keineswegs dramatische Rückbesinnung aus Jüdische.<sup>3</sup> Sie wurde – was Wunder? – dadurch erschwert, dass die all- und altbekannte Frage nach der Theodizee im Allgemeinen und erst recht bezogen auf den Holocaust gestellt wurde: „Wo war Gott in Auschwitz?“ Die meisten Antworten lauteten etwa: Es gab ihn nicht, es gibt ihn nicht. Und wenn es ihn gab, gibt, möchte ich mit so einem Gott nichts zu tun haben. Ein Gott, der so etwas zulässt, ist nicht mein Gott. Weltlich betrachtet, leuchten diese Antworten ein. Sie bewegen sich jedoch jenseits traditionell jüdischer Spiritualität. Der zufolge ist, grob vereinfacht, Gott nicht für die Menschen „da“, sondern die Menschen für Gott. „Gottesdienst“ sei die Aufgabe der Menschen:

*„Avoda“ = Arbeit = Arbeit für Gott = Dienst für Gott = Gottesdienst*

Dieser zunächst aufwühlende, ja, abstoßende Gedanke wird zu vertiefen sein. So viel vorweg: Dem (Ab-)Schrecken wird (wahrscheinlich) Verständnis und (Hoch-?)Achtung folgen.

Außerhalb Israels, in der „Diaspora“ gilt gegenwärtig - vereinfacht - dieser Befund: Ungefähr die Hälfte der Juden identifiziert, interessiert, organisiert oder engagiert sich irgendwie, religiös

oder weltlich wie auch immer, meist subjektiv und jenseits der Halacha (Religionsgesetz) definiert, Jüdisches.<sup>4</sup> Ein guter Indikator ist der „Mischehen“anteil. In den USA beträgt er rund 50%, in Deutschland ist er weit höher.<sup>5</sup>

In Israel ist das Bild anders: Dort sind die Religiösen im Vormarsch. Je nach Indikator verstehen sich heute 30 bis 40 Prozent der jüdischen Israelis als „religiös“.<sup>6</sup> Der Vormarsch der religiösen Israelis ist auch demografisch zu erklären. Es gilt die Aussage: Je religiöser, desto mehr Kinder. Gegenwärtig hat ein orthodox-jüdisches Ehepaar im Durchschnitt (!) 7,9 Kinder.<sup>7</sup> Der Gegensatz zwischen religiösen und nichtreligiösen Juden droht die jüdische Gesellschaft des Jüdischen Staates zu zerreißen. Doch wie kann der Jüdische Staat jüdisch sein, wenn er verweltlicht, also nicht mehr jüdisch ist? Doch bedeutet „jüdisch“ in Israel nur orthodox oder nationalreligiös, nicht „konservativ“ oder „liberal“ bzw. reformjüdisch? Gibt es (noch) einen gemeinsamen Nenner zwischen diesen Ausprägungen des israelisch Jüdischen?

In der Diaspora sind höchstens zehn Prozent orthodox, eher weniger. Wie jüdisch werden die restlichen 90% und ihre Nachfahren bleiben, wenn sie nicht religiös jüdisch sind? Was ist an ihnen noch jüdisch, wenn sich ihr Judentum auf den jüdischen Sportklub, jüdische Singletreffen oder die rein formale Mitgliedschaft in einer jüdischen Gemeinde beschränkt? Das ist mehr und mehr die Wirklichkeit des nichtreligiösen Diasporajudentums.

Vielleicht ist nicht das Judentum krisengeschüttelt, „die Juden“ sind es. Ohne eine neujüdische Spiritualität kann diese Krise nicht überwunden werden. Die traditionelle bindet nicht mehr genügend Juden an sich, die neue wird Altes und Neues verbinden müssen. Andernfalls schafft die Mehrheit der Juden was Hitler nicht vermochte: Die „Endlösung der Judenfrage.“ Er hätte nur warten müssen, der Prozess westeuropäisch-deutsch-jüdischer Auflösung war voll im Gange. Jahrzehnte nach der „Endlösung“ erleben wir einerseits die erneute, selbstbestimmte religiöse Auflösung der jüdischen Mehrheit und andererseits die Fundamentalisierung der wachsenden Minderheit. Diese Entwicklung ist sowohl in Israel als auch in der Diaspora zu beobachten.

### ***Was ist „Spiritualität“***

Eine umfassende Definition von „Spiritualität“ kann hier weder angeboten noch diskutiert werden.

Dies sei meine operationale Begriffsbestimmung: Geistig-geistliches, also religiöses Verständnis, ist Gegenstand von „Spiritualität“, abgeleitet aus dem lateinischen „spiritus“ = Atem, Geist. Nicht nur das Christentum kennt das Heilige des Geistes bzw. den Heiligen Geist. Zu Beginn der Schöpfungsgeschichte (Genesis 1, 1, zweiter Satz) lesen wir: „Ruach elohim rochefet al pnei haaretz“.

Ruach elohim = Geist Gottes = Heiliger Geist. Diese geistig-geistlich-religiös verstandene Spiritualität ist folglich sowohl jüdisch (weil alttestamentlich ) als auch christlich.<sup>8</sup>

Spiritualität kann subjektiv und objektiv sein. Die subjektive ist individuell beschreibbar, doch – versteht sich – nicht allgemein definierbar. Eine objektive Spiritualität zu definieren, führte uns zur allbekannten, immerwichtigen Objektivitätsdebatte der Sozialwissenschaften – also konkret thematisch nicht weiter. Ich begnüge mich daher mit der (sicher unvollständigen) Aufzählung

und Begründung von Teilen bzw. Elementen (neu)jüdischer Spiritualität, die ich für objektivierbar (nicht „objektiv“), also Anderen nachvollziehbar, halte.

Ich wähle dabei sechs analytische Schwerpunkte, die ich normativ-subjektiv zu erläutern versuche.

- 1) Theologie
- 2) Ethnologie
- 3) Geografie
- 4) Meteorologie
- 5) Ökonomie

Folgende Grundtatsache gilt: „Das“ oder „ein“ Judentum gab und gibt es nicht. Von dominanten Strömungen sei die Rede. Doch wer oder was ist jüdisch dominant? Gilt die größte Zahl? Dann ist es gegenwärtig, durch das Großgewicht der US-Juden, das Reform- bzw. Liberale Judentum. Gilt das traditionelle Ansehen? Dann ist es die (wiederum in sich durchaus vielfältige) Orthodoxie. Gilt das politische Gewicht in Israel und damit – religiös – auch in der Diaspora? Dann ist es ebenfalls die Orthodoxie.

### 1) Theologie

Das Judentum habe keine Theologie, wird oft, auch von geistlichen Juden, behauptet. Das klingt gut, ist aber falsch.

Es gibt IHN, Gott, den einen, **einzigsten Gott**. Das ist jüdisch religiöses Axiom, das Axiom. Axiom als Glaube und natürlich nicht als Wissen, doch, um nicht nur emotional, sondern auch „rational glauben“ zu können, erklärten z. B. die talmudischen Rabbinen und andere die Existenz Gottes mit erzählten Bildern, etwa in den „Midraschim“, ihren vor allem das Alte Testament erklärenden Erzählbildern. Das häufigste, bekannteste und beliebteste ist das Bild vom Baumeister: Wie es kein Haus ohne Baumeister gebe, so sei auch die Welt, das Universum, ohne einen, nämlich den Einen und Einzigen, also Gott, undenkbar. Das soll „keine Theologie“ sein?

Wo ist Gott? Ist Gott? Diesen Menschheitsfragen muss sich das Judentum, wie jede Religion, täglich erneut stellen – und sie beantworten. Die Orthodoxie stellt sie, anders als vor 2.000 bis 1.500 Jahren die Talmud-Rabbinen meistens nicht mehr. Sie setzt Gottes Sein voraus. Glücklicherweise ungebrochen glauben kann. Doch auch die Mehrheit der Juden kann es nicht mehr. Es bedarf keiner spirituell jüdischen Revolution, um mit dieser religiösen Urfrage zu ringen. Eine Rückbesinnung auf die talmudischen Wurzeln würde reichen, und wie im Talmud müsste kontrovers gedacht, gesprochen, geschrieben werden. Pluralität, nicht orthodoxe Uniformität. Zentral bleibt auch die Beschäftigung – Bestätigung oder Widerlegung – mit den 13 Glaubensartikeln des **Maimonides** („Rambam; gestorben 1204). Man findet sie in jedem jüdischen Gebetbuch („Sidur“). Sie gehen weit über das Baumeister-Bild hinaus, sind jedoch im 21. Jahrhundert ebenfalls alles andere als selbstverständlich – es sei denn man verzichte auf die Verbindung aus Glauben und Vernunft.

*Artikel 1* des Maimonides: Er ist „vollkommen überzeugt, dass der Schöpfer, gelobt sei sein Name, alle Geschöpfe erschafft und führt, dass er alleine alle Werke vollbracht hat, vollbringt und vollbringen wird.“

Schwere Kost, denn genau diese vollkommene Überzeugung fehlt dem „Modernen Menschen“ – jedenfalls wohl meistens den meisten. Zitieren reicht nicht mehr, rationalisieren ist nötig. *Artikel 2* beginnt, wie alle Artikel mit seiner vollkommenen Überzeugung – an der es „uns“ gerade fehlt. Hier glaubt Maimonides (er weiß eben nicht), dass der Schöpfer „einzig“ sei, gewesen sei und sein werde. Also vor der Schöpfung, während und ewig; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Ketzerische Fragen im Sinne einer aufgeklärten Spiritualität, die Geistig-Rationales mit Geistlich-Religiösen vereinen, stellen sich.

Warum ist im Alten Testament von Adonai die Rede, einem Pluralwort? Übersetzt wird es immer mit „Mein Herr“. Das ist falsch. Dann hieße es „Adoni“, von Adon = Herr und Adoni = mein Herr. Adonai ist grammatikalisch eindeutig Plural, also meine Herren. Etwa meine Götter, nicht nur mein einziger Gott?

Gewiss, wir kennen Pluralwörter mit Singularinhalt.

Eindeutig ist der Singular bei der Gottesbezeichnung JHWH, und im Wort „Elohim“ haben wir für Gott wieder einen Plural: el = Gott, Singular; elohim = eigentlich Götter, also Plural.

Worte stellen zunächst und vor allem Wirklichkeiten (des Denkens und Sehens) dar. „Im Anfang“ muss es demnach auch im Judentum eine plurale Gottesvorstellung gegeben haben. Im Laufe der Zeit setzte sich die Eingottvorstellung durch, und aus „Meinen Herren“ = Göttern wurde „Mein Herr“, der Einzige Gott. Dass und wie heftig innerjüdisch um den Monotheismus gerungen wurde, dokumentieren die alttestamentlichen Texte eindeutig. Man muss sie nur richtig, historisch verstehen – als Darstellung dieser durchaus auch blutigen, nochmals: innerjüdischen Auseinandersetzungen.

Muss das zu einer Revolution, gar Liquidation jüdischer Spiritualität führen? Keineswegs. Denn die sprachliche Pluralität des Einen Gottes (sofern es ihn gibt – wer weiß es wirklich?) muss nicht Vielgötterei bedeuten. Im Gegenteil. Sie kann auch, jenseits des historischen Prozesses zum theologischen Kern des Monotheismus führen: Dass nämlich der Eine Gott ist einer, einzig und zugleich vieles, ja, alles ist. Sozusagen alle Götter in einem sowohl personalistisch als auch – oder -abstrakt gedanklich. Dann wiederum wäre gäbe es auch gar keine so scharfe Trennung zwischen Mono- und Polytheismus. Das ist keine Ketzerei, sondern historisch-theologische Wirklichkeit, die Göttlichkeit in keiner Weise schrumpfen lässt. Kann man „heute“ darüber anders denken und reden als so, das heißt: offen; Fragen stellend, ringend und nicht alles glaubend „wissen“, was unmöglich ist? Man kann sich hinter dem Begriff des Wunders verschanzen oder dem Allerweltssatz „Gottes Wege sind unerforschlich. Gewiss, sie sind so ungewiss wie es ihn gibt. Man (wer ist das?) hofft, dass es ihn gibt. Oder nicht? Wenn er denn denkt, denkt „Der Moderne Mensch“ auch über Gott nach - wenn er ihn überhaupt sucht.

Der Pluralität des Gottesbegriffes entspricht die Vielfalt seiner Eigenschaften. Übrigens auch im Islam, der Allah (also demselben Gott der Juden und Christen) 99 Eigenschaften zuweist. In der jüdischen Erzählung, dem Alten Testament, hat Gott diese und auch jene, ganz entgegengesetzte Eigenschaft: Er ist zum Beispiel als Schöpfer des Universums allmächtig, aber er ist auch ohnmächtig, wenn „Seinem Volk“ kollektiv (wie die Fron in Ägypten) oder jemandem (wie Hiob) aus seinem Volk individuell Schreckliches widerfährt. In der Hiob-Erzählung

schrumpft Gott zu Satans Marionette und wird geradezu abstoßend unmoralisch, indem er dem schuldlosen Hiob, im grundlosen Teufelsspiel, einen Schicksalsschlag nach dem anderen antut.

Auch die Gesamtheit der Geschlechter kennt das alte Judentum, wenn es von Gott in der weiblichen Form als „Schechina“ spricht. Recht besehen ist der hebräische Endbuchstabe von Gott als JHWH (das „hei“) ebenfalls eine weibliche Endung. Allerdings kommt JHWH von „Jahu“ (JHW).<sup>9</sup> Der große Judaist Peter Schäfer hat über „Weibliche Gottesbilder im Judentum und Christentum“ ein höchst empfehlenswertes Buch geschrieben und (auch) diesbezüglich jüdisch-christliche Gemeinsamkeiten aufgezeigt<sup>10</sup>

Wenn (auch) der jüdische Ein-und-Einzig-Gott alles und zugleich das Gegenteil von allem ist, kann er sowohl eins als auch drei oder vier, fünf und so weiter sein. Die Dreiheit der göttlichen Einheit ist eine Chiffre, die auch das Judentum kennt, wenngleich es von den meisten jüdischen Geistlichen und lesenden jüdischen Analphabeten (es gibt sogar viele) bestritten wird – was nichts an der Faktizität und Belegbarkeit der These ändert. Womit wir bei der Trinität wären der Heiligen Dreieinigkeit: Vater – Sohn – Heiliger Geist.

Zur jüdischen Spiritualität und Intellektualität im 21. Jahrhundert gehört daher die Einsicht, dass auch das Judentum seit jeher diese Einheit der Dreiheit kennt. Das zu erkennen, erleichtert auch den sachlichen Dialog zwischen Juden und Christen; recht besehen auch zwischen Muslimen, Juden und Christen, doch das gehört nicht zu unserem Thema.

Gott als Vater der Menschen – das ist ein auch im Judentum wohlbekanntes Bild. Eines der jüdischen Hauptgebete – verfasst vom legendären Rabbi Akiva, der 135 u.Z. von den Römern im Jüdischen Aufstand ermordet wurde, heißt „Awinu malkenu“, „Unser Vater, Unser König“. Eindeutiger kann kein Bild sein: Jeder Mensch ist Gottes Kind, also ist jeder Sohn Gottes Sohn, jede Tochter Gottes Tochter.

Als ganz und gar unjüdisch, „exklusiv christlich“, gilt die Vorstellung vom Heiligen Geist. Auf diesen Irrtum habe ich eingangs hingewiesen. Fazit: Die Vorstellung von der Heiligen Dreieinigkeit verbindet Juden und Christen, sie trennt sie nicht. Die Juden müssen im 21. Jahrhundert keine Christen werden (und umgekehrt!), Gläubige beider Religionen sollten jedoch wissen, dass und wie viel sie wo gemeinsam haben – und wo nicht. Weshalb sollte, könnte dieses, ja, Wissen den jeweiligen Glauben schwächen? Er würde gestärkt – durch Wissen. Wer dieses Wissen verhindern will, schwächt seine Religion im 21. Jahrhundert.

Gott ist im Judentum also vieldimensional. Ebenso der Mensch, denn der Mensch ist „Ebenbild Gottes“ („zelem elohim“) und als Ebenbild Gottes, wie Gott, vielschichtig: Gut und böse, sanft und zornig, gerecht und ungerecht, rein und unrein et cetera et cetera. Selbst die Großen der Großen waren nicht nur „koscher“, vielmehr Menschen mit Verfehlungen, teils flotte Sünder: die Stammväter und Stammmütter (um sich selbst zu schützen, waren Abraham und Issac bereit, ihre Frauen, Sara und Rebekka, dem jeweils Mächtigen zu geben). Moses hatte seinen Sohn nicht beschnitten. Wussten das die sich 2012 in der deutschen Beschneidungsdebatte zu Wort meldenden Juden? Wohl nicht, sonst hätten sie vorsichtiger argumentiert. Bei Jeremias 4,4 hätten sie gelesen: „Beschneidet euch für den Herrn und entfernt die Vorhaut eures Herzens, ihr Leute von Juda und ihr Einwohner Jerusalems.“ Aufs Heute übertragen: Die meisten (nicht nur in Deutschland lebenden) Juden bzw. jüdischen Männer sind, obwohl beschnitten, „Unbeschnittene geworden“, ohne jüdisches Herz, ohne jüdischen Geist, nur mit dem Gesetz,

fernab vom Geist des Gesetzes. Vor rund zweitausend Jahren hatte der Jude Paulus, der „Christenapostel“, seinen jüdischen Zeitgenossen das Jeremiaszitat, leicht abgewandelt, entgegen geschleudert (1 Kor 7, 19: „Es kommt nicht darauf an, beschnitten oder unbeschnitten zu sein, sondern darauf, die Gebote Gottes zu halten.“ Wäre das keine geeignete Basis für ein verständnisvolles und kenntnisreiches Gespräch zwischen Juden und Christen?

Zurück zu biblisch-jüdischen Sündern, über die wir - erneut unerwartet – Brücken zwischen Juden und Christen, also hoffentlich eine offenerere jüdische Spiritualität im 21. Jahrhundert entdecken: König David hatte mehrere Ehen gebrochen, und trotzdem solle ausgerechnet aus seinem „Haus“ der Messias stammen, übrigens auch Jesus. Unumwunden breiten die Erzählungen des Alten Testaments diese Erzählungen von „Gott und der Welt“ und den Menschen vor uns aus. Wir sind wie Gott, und Gott ist wie wir. Diese moderne Bibelsicht muss nicht erfunden, sondern wieder gefunden werden. Durch die jüdische und christliche Orthodoxie ist sie verloren gegangen.

Maimonides' *Artikel 3* muss auch mit dem Wissen und Wollen des 21. Jahrhunderts gelesen werden. „Ich bin vollkommen überzeugt, dass der Schöpfer, gelobt sei sein Name, kein Körper ist...“

Maimonides/ Rambam „lobt“ bzw. preist den Namen des Schöpfers, ohne ihn zu kennen und zu nennen.

Moses fragt Gott bekanntlich in Exodus 3, 14 nach seinem Namen. Den nennt Gott nicht. Hat er einen? Gott gibt (s)eine Seinsbeschreibung. In der Übersetzung der Einheitsbibel lautet sie: „Ich bin, der 'ich-bin-da'“ Das ist falsch, zumindest irreführend. Anders Buber/Rosenzweig: „Ich werde dasein, als der ich dasein werde.“ Wir kennen jedes Wort, verstehen aber zunächst so viel (=wenig) wie Chinesisch. Gemeint ist dies: Gott ist. Aber – aufschlussreicher Zeitbegriff – eine Gegenwart gibt es nicht, denn der jetzige Augenblick ist sofort der vorherige, und vor diesem gab es viele andere Augenblicke. Ergo: Gott war seit jeher, und er wird in der Zukunft immer, also ewig sein. Er wird da sein. „Da“ im örtlichen Sinne, also überall, doch ohne konkrete Ortsangabe. Zugleich signalisieren Buber und Rosenzweig mit dieser, jawohl, genialen Übersetzung den hebräischen Sinn: Gott ist, es gibt ihn, sein Sein und sein Dasein. Für Atheisten, auch jüdischer Herkunft, ist dieser Glaube absurd. Doch so wenig wie Buber / Rosenzweig und andere ihren Glauben beweisen können, gelingt der Beweis des Unglaubens. Gläubige und Ungläubige werden einander respektieren müssen, wenn sie sich ernst nehmen wollen, „denn sie wissen nicht, was“ sie wissen wollen und vorgeben, zu wissen. Beide glauben. Die einen an den Glauben, die anderen an den Unglauben. Echte Spiritualität im 21.

Jahrhundert (sowie davor und danach) kann nur gebrochen sein – ohne dem Relativismus zu verfallen, denn Gläubigen und Ungläubigen gilt gleichermaßen der ethische Kern jüdisch-christlicher Traditionen, ohne die Bürger- und Menschenrechte weder denk- noch machbar geworden wären.

Wenn Gott „kein Körper ist“, kann man ihn auch nicht bildlich darstellen. Das Erste der zehn Gebote ist somit konsequent. Konsequenter als die christlich-abendländische Bildtradition. Einerseits. Andererseits haben wir ihr große Kunstwerke – und leider auch die meistens kaum zu ertragenden Kitschbilder diverser Kinderbibeln und Kultbilder zu verdanken.

Jüdische sei die Wort-, nicht Bildtradition, hören wir oft. Von wegen. Lese oder übersetzte man das Erste Gebot richtig, verstünde man, dass nicht vom Gottesbild die Rede ist, sondern vom Götzebild.

Kein Bild von ihm? (1. Gebot)

Falsch: Kein Götzenbild! Wörtlich gibt es demnach kein jüdisches Bilderverbot. Folglich gab es bis ins späte elfte Jahrhundert sehr wohl sehr schöne jüdische Bild- und Bibelkunst. Diese Tradition brach im 13. Jahrhundert ab. Daher das Defizit – nicht Verbot! – jüdischer Bildkunst.<sup>11</sup> Der Abbruchgrund ist schnell erklärt. Seit dem 12. Jahrhundert wurden Juden heftiger als zuvor verfolgt. Wer verfolgt wird, muss oft fliehen, und wer flieht, schafft selten (große) Bilder oder Skulpturen, von monumentalen, kunstvollen Gebäuden ganz zu schweigen.

Altneu jüdische Spiritualität kann, sogar biblisch belegt, wieder bildhaft sein – und muss nicht immer nur der Monotonie des Davidsterns (ohne ursprünglich kein jüdisches Symbol, erst Hitler machte es dazu)<sup>12</sup> oder sieben- und neunarmigen Leuchters frönen.

„Auf der Suche nach“ einer bzw. der neujüdischen Spiritualität im 21. Jahrhundert müssen wir nicht alle 13 Glaubensartikel Maimonides´ begutachten. An *Artikel 8* kommen wir nicht vorbei: „Ich bin vollkommen überzeugt, dass die ganze Lehre, die sich jetzt in unseren Händen befindet, unserem Lehrer Mosche, Friede sei mit ihm, übergeben worden ist.“

Mit anderen Worten: Rambam ist von der Richtigkeit im Sinne der Wortwörtlichkeit und Göttlichkeit der Thora (Pentateuch, Fünf Bücher Mose) durchdrungen. Die göttliche Wortwörtlichkeit der Thora ist nach zweihundert Jahren Bibelforschung ganz einfach nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die Orthodoxie versucht es. Das ist absurd und kontrafaktisch. So sehr, dass darüber nicht ernsthaft diskutiert werden kann. Hie schließen Wissen und Glauben einander kategorisch aus.

Dabei muss man, kann man „modern“ die Bibel (Altes und Neues Testament) so lesen und dann verstehen, wie sie von den „Alten“, ihren Verfassern, gedacht und gemeint war: Gemäß der antiken Erzählweise und –kunst baut die Bibel um das jeweils Gewordene oder Gewollte eine Geschichte. Viele Geschichten. Diese Geschichten sind aber keine Geschichte, sie wollen es gar nicht sein. Sie geben gar nicht vor, zu berichten „wie es gewesen“ sei. Nichtreligiöse orientiere man sich an den „Metamorphosen“ Ovids oder Vergils „Aeneis“. Ovid und Vergil wussten sehr wohl, dass das von ihnen Erzählte sich nie so wortwörtlich abgespielt hatte. Gleiches gilt für die Verfasser der Bibel. Sollten ausgerechnet literarische Großmeister wie sie nicht gewusst haben, dass eine Frau von neunzig Jahren (Sara) genau so wenig ein Kind zur Welt bringen könne wie eine Jungfrau (Maria)? Die Bibelautoren wollten Groß- Großartig-Grandios-Göttliches erzählen, und dafür wählten sie bewusst die Form des Ungewöhnlich-wundersam-Unmöglichen, Chiffren. Wollen, müssen wir unsere meisterlichen Vorfahren (ohne die es uns weder biologisch noch theologisch intellektuell nicht gäbe) aufklären, „wie das geht“? Absurd. Die Welt hat nicht durch uns oder mit uns angefangen. Sie wird nach und ohne uns nicht enden. Neue Spiritualität fußt auf der alten und kann sie wissend (!) respektieren, verehren – und weiterentwickeln, denn auch die Alten haben die noch Älteren variiert und korrigiert. Die Wortwörtlichkeit biblischer Texte bedeutet ihre Versteinung und Dogmatisierung. Das will die Orthodoxie, weil sie nicht nur glauben (kann?) und nicht auch wissen will.

Auch unsere großen und größten Lehrmeister, wie Maimonides, müssen und können wir nicht wortwörtlich verstehen, zum Beispiel *Artikel 11*. „Ich bin vollkommen überzeugt, dass der Schöpfer, gelobt sei sein Name, denen Gutes erweist, die die seine Gebote hüten und diejenigen bestraft, die seine Gebote übertreten.“

Maimonides individuelles Schicksal und das seines Volkes, zu seinen Lebzeiten und danach, lässt abweichende Rückschlüsse zu. Mühelos findet man, zum Beispiel in der alttestamentlichen Weisheitsliteratur gegenteilige Aussagen. Zum Beispiel Kohelet 8, 14: „Es gibt Gerechte, denen ergeht es wie jenen, die Unrecht tun, und es gibt Frevler, denen es ergeht wie jenen die Gerechtes tun. Ich sah, auch dies ist Hauch.“

Erst Hü, dann Hott? Nur, wenn wir punkt- oder satzbezogene Wortwörtlichkeit, Eindimensionalität, nicht Pluralität der Aussagen über „Gott und die Welt“ voraussetzen. Genau Letzteres ist die Botschaft des Alten Testaments. Stets das Sowohl-als-Auch. Vieldimensional, plural – wie Gott, so der Mensch, so das Sein und Dasein.

Eine solche Rückführung von Maimonides zu den biblischen Wurzeln ist systemisch ebenso legitim wie notwendig. Die Orthodoxie wird widersprechen. Nun gut. Sie kennt das Alte Testament bestens. Versteht sie es? Die Mehrheit der Juden kann und will weder sie noch Gott so verstehen. Sie kann sich aufs vermeintliche Göttliche eher verlassen und berufen als auf die Orthodoxie. In, bei ihr findet man Menschen. Gott wurde dort noch nicht gesichtet. Nicht einmal sie selbst würde das Gegenteil behaupten.

Jenseits der Wortwörtlichkeit hat Maimonides´ in Artikel 11 vorgetragene Überzeugung einen tieferen, sehr tiefen Sinn. Er führt zum Kern des traditionell und auch künftig hochaktuellen jüdischen Verständnisses von Religion. Im Mittelpunkt steht nicht die Reflexion über Gott und die Welt, sondern die Aktion für Gott. Die „Avoda“ (Arbeit), der Dienst für Gott, der Gottesdienst. Gottesdienst nicht nur (freilich auch) im synagogalen Gebet, sondern im Alltag, überall und immer. Ja, diese Avoda ist harte Arbeit, ist religiöse Praxis, kein theo“logisches“ Spekulieren. Diese Praxis, Arbeit, dieser Gottesdienst, ist der Weg zu Gott, auf dem der Mensch, als Ebenbild Gottes, wie doch nicht zum Gott wird.<sup>13</sup>

Dieser Weg ist die „Halacha“ (von hebräisch „lalechet“ = gehen). Hier, auf dem Weg des Religionsgesetzes, der Gebote, geht, findet der Mensch zu Gott. Eine Sünde („cheth“) ist folglich im Hebräischen keine Sünde, sondern, im Sinne der Wortwurzel, ein „Abweichen“ vom Weg, Verfehlen des Weges. Wer abweicht („sündigt“) kann den Weg zurückfinden: durch Rückkehr und Umkehr, wörtlich übersetzt „durch Rückkehr umkehren“. Wohin: Zum rechten Weg, zur Halacha.

Der Kreis schließt sich. So gesehen ist Gott sehr wohl für den Menschen da – indem der Mensch durch seinen Dienst an und für Gott auf dem Weg zu Gott, also zum Besten ist. Für diesen Weg braucht der Mensch, wie modern, keine Institution(en), wie eine Gemeinde oder eine Synagoge, er braucht nur einen Weg, das Gesetz, die Halacha. Wir könnten Maimonides nun durchaus wörtlich verstehen: Wer den Weg der jüdischen Gebote geht, findet letztlich direkt – ohne einen Vermittler wie zum Beispiel Jesus als Christus - zum nichtpersonalistischen, nicht körperlichen, zum Prinzip Gott, das ihm insofern Gutes erweist, denn er „tut“ das Richtige und kann deshalb guten Gewissens vor sich selbst bestehen.. Ob dieser Weg in der Wortwörtlichkeit der Gesetze zu finden ist, steht auf einem anderen Blatt.



Womit die Frage aufkommt: Was ist das Gesetz? Noch wichtiger: Was will das Gesetz? Entscheidet der Buchstabe oder der Geist des Gesetzes? Wie bei jedem Gesetz ist der Geist des Gesetzes der Geist, Wille und Wunsch des Gesetzesinterpreten. Manche Juristen lieben den Schein der Gesetzeseindeutigkeit. Ein frommer, eher selbstrechtfertigender Wunsch, übertragen in den Rechtsalltag.

Wie bei weltlichen Gesetzesinterpretationen gibt es bei religiösen enge und weite Auslegungen, konservative oder liberale, partikulare oder universale. Im traditionellen, rabbinisch-talmudischen Judentum kann man diese Gegensätze („Dichotomien“) mit Personen verbinden: Hillel, den sanften, liberalen Universalisten (ein unmittelbarer geistig-geistlicher Vorfahre – gar Lehrer? – von Jesus) und Schamai, den harschen, konservativen Partikularisten. Talmudisch obsiegte die Schule Hillels, in der heute etablierten Orthodoxie Schamai. Das kann langfristig nur zur Versteinung der jüdischen Religion und der Abkehr der Mehrheits-Juden vom Judentum führen.

Maimonides' *Artikel 13* gilt dem religiösen Urthema: Leben und Tod. „Ich bin vollkommen überzeugt, dass die Auferstehung der Toten sein wird...Auf deine Hilfe hoffe ich, Ewiger!“ Nicht alle jüdischen Strömungen waren von der Auferstehung überzeugt. Die Sadduzäer, die einstige Tempelaristokratie, lehnte diese Vorstellung kategorisch ab. Die Pharisäer glaubten daran. Sie setzten sich im zweiten vorchristlichen Jahrhundert durch, und die (von der Pharisäerquelle geprägten) Talmudisten sowie Christen übernahmen sie.

In dieser pharisäisch-talmudischen Tradition steht Maimonides. Er bietet Trost und Sicherheit, denn er ist von der Auferstehung „vollkommen überzeugt“. Zugleich hofft er, ist also alles andere als „vollkommen überzeugt“. Wie ehrlich. Nur in dieser Brechung, in dieser Spannung aus Glauben und Hoffen kann Religion, jüdisch oder nichtjüdisch, den religiös gebrochenen Modernen Menschen an sich binden oder wiedergewinnen. Und wieder muss das religiöse Rad nicht neu erfunden, sondern nur wieder gefunden werden. Wenn das Judentum, wie in Israel und in Deutschland das evangelische Christentum, politische Themen fokussiert, vollzieht es religiöse Selbstaufgabe, blickt allein auf die Erde, teils Höllisches, und verliert den Himmel aus den Augen.

Ein Wesensmerkmal jüdischer Spiritualität ist von höchster Aktualität und modern politisch gesellschaftlicher Attraktivität: Die konsequent kritische Distanz zu jedweder weltlich politischen Autorität. Die Königsbücher und -chroniken sind des Alten Testaments sind alles andere als Hof- und Jubeldichtung. Das gilt sogar für David und Salomon. Wer diese Texte liest, versteht und danach handelt, ist – hier sei das abgegriffene Wort erlaubt – „Mündiger Bürger“. Jene programmierte Autoritätskritik kann man trotz vieler Mängel israelischer Innen- und Außenpolitik in der quicklebendigen Demokratie Israels beobachten, in der Diaspora, nicht zuletzt in Deutschland hapert es. Die meisten jüdischen Institutionen, allen voran die etablierten Gemeinden, sind zur geistig geistlichen Neugeburt unfähig und unwillig. Sie zertreten winzige Sprossen systematisch, die weltlichen Aktivisten sind meistens zerstritten, suchen und finden nicht selten rechtsfreie Räume, und die Orthodoxie ist tonangebend. Die Folge: Die Zahl der Gemeindeaustritte steigt „wie bei den anderen Völkern“ (hebräisch: „kechol hagojim“), also jüdisch-christliche Gemeinsamkeiten...

Toleranter Bürger ist, wer nach Levitikus 19, 18 handelt. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, verlangte dieser Text lange vor Jesus' Bergpredigt. Dieses Gebot sollte Wegweiser innerisraelischer Araberpolitik sowie deutscher und globaler Ausländer-, auch Minderheitenpolitik sein, Levitikus 19, 34: „Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst.“ Dieser Text, diese Ethik kann nicht veralten, ist ewig gültig.

Die folgenden Punkte jüdischer Spiritualität seien nur stichwortartig vorgestellt

## **2) Ethnologie**

Der jüdische Religions- und Volksbegriff (Theologie und Ethnologie), Individuum und Kollektiv sind im Judentum, von, für, durch Juden eigentlich nicht voneinander zu trennen.

Bezeichnenderweise beginnt das jüdische Hauptgebet mit diesen Worten aus dem Alten Testament „Höre, Israel“ („Schema ISRAEL“).

Auch im „18er Gebet“ sind individuelles Wohl des Juden und kollektives Gemeinwohl der Juden verflochten. Die Gedankenkette geht so: Wenn „Israel“ Gottes Gesetze und Gebote einhalte, dann, und nur dann, gehe es Israel Leuten und Land Israels gut. Nur dann vollende sich die Harmonie von Theologie, Ökonomie durch angemessene Meteorologie und Geografie.

Diese ethnologische Dimension des Judentums ist, sagen wir, nicht unproblematisch in unserer Zeit. Ich wage die Prognose, dass sie – und damit die jüdische (Diaspora) Gemeinschaft als Gemeinschaft zunehmend zerbröseln wird.

Eine weitere Schwäche jüdischer Spiritualität ist auch sozusagen ethnologisch: Viele (die meisten?) Gebete (auch des 18er Gebets) gelten dem jüdischen Kollektiv, weniger dem Einzelnen. Im Zeitalter der Individualisierung und dadurch Atomisierung der Gesellschaft vermindert dieses Strukturmerkmal jüdischer Spiritualität deren Attraktivität.

Diese Einschätzung gilt auch bezüglich vieler abgrenzender Rituale, deren Hauptzweck (Funktion) darin besteht, Juden von Nichtjuden abzugrenzen, zu trennen. Man denke an die Speisegebote oder auch die Beschneidung (die heute allerdings z. B. in den USA so etwas wie Gemeingut wurde). Wenn man es Herrn A und Frau B erschwert oder verhindert, dass sie zusammen speisen, erreicht man leichter ihre Trennung von Tisch und Bett. Letzteres soll, quasi als Notbremse, die Beschneidung erreichen. „Wie alle Völker zu sein“, galt und gilt traditionell jüdischer Spiritualität als Schreckensvorstellung. Heute dürfte diese Schreckensvorstellung ihrerseits viele Juden vom Juden abschrecken. Diese Abgrenzungsethnologie und – theologie wird sich als Bumerang erweisen. Der Exodus der Juden vom Judentum ist auch – nicht nur – deshalb voll im Gange.

Dabei könnte die ethnozentrische, partikularistisch jüdische Theologie durchaus traditionell jüdisch überwunden werden: Durch eine Rückbesinnung auf die universalistische Botschaft der Propheten oder den Bund Gottes mit Noah, einem Bund des Schöpfers mit den Menschen, der Menschheit. Gottes Bund mit Abraham galt Abraham und den Juden. Diesem Bund ist in Genesis der Noahidische Bund vorangestellt. Bemerkenswert. Oder nicht?

Auch die dominant traditionelle Ablehnung der „Mischehen“ ist biblisch schwer zu rechtfertigen, wenngleich orthodoxe Rabbiner das heute nicht gerne hören. Nicht kennen? Die jüdischen Stamm-Mütter Sara, Rebekka, Rachel und Lea stammten aus dem nichtjüdischen Mesopotamien. Sie waren zunächst eindeutig keine Jüdinnen. Auch nicht die Ägypterin Osnat, Josephs Frau, Jakobs Schwiegertochter; auch nicht Moses´ Frauen Zippora und die Kuschit (=Äthiopierin oder Schwarze). War Abrahams zweite Frau, Ketura, Jüdin? Davon ist keine Rede.

### **Geografie, Meteorologie, Ökonomie**

Jüdische Theologie ist Geografie, die Geografie „Israels“. Kann das Land, kann der Staat Israel dauerhaft diejenigen Juden ans Judentum binden, die zwar für Israel täglich beten, auch für Regen (Meteorologie) im Heiligen Land und dadurch gute Ernten (Ökonomie), die aber nicht im (Alb?)Traum daran denken, in Israel zu leben? Das wird nicht gut, das wird nicht lange, sicher nicht ewig währen. Zwei, weitgehend voneinander getrennte Judentümer werden entstehen: das eine in Israel, das andere in der Diaspora. Hie wie dort wird es eine kleiner werdende Mehrheit von Nenn-Juden und eine wachsende Minderheit orthodoxer Juden geben; nicht neoorthodoxer, sondern altorthodoxer, total versteinter, aber politisch sowie sozial aktiver Juden.

... Judentum am Scheideweg....

---

\*Historiker, Professor i.R. an der Bundeswehruniversität München; Autor u.a. von „Juden und Christen“ (2008); Wem gehört das Heilige Land? (10. Auflage 2012)

---

<sup>1</sup> Jean-Paul Sartre, *Réflexions sur la question juive*, Paris 1944.

<sup>2</sup> Vgl. Michael Wolffsohn / Thomas Brechenmacher, *Deutschland jüdisch Heimatland. Die Geschichte der deutschen Juden vom Kaiserreich bis heute*, München 2008 mit diversen Belegen und Kommentaren.

<sup>3</sup> Wolffsohn / Brechenmacher, *Deutschland*

<sup>4</sup> Daten für Deutschland bei Wolffsohn / Brechenmacher.

<sup>5</sup> Vgl. dazu die diversen Bände des Statistischen Jahrbuchs der Bundesrepublik Deutschland.

<sup>6</sup> Angaben bei Wolffsohn, *Israel*, 7. Auflage Wiesbaden 2007; 8. Auflage Leverkusen 2013.

<sup>7</sup> Angaben in: Wolffsohn, *Israel*, 2013

<sup>8</sup> Vgl. dazu Michael Wolffsohn, *Juden und Christen*, Düsseldorf 2008, S. 101ff

<sup>9</sup> Peter Schäfer, *Weibliche Gottesbilder im Judentum und Christentum*, Frankfurt am Main usw. 2008, S. 15

<sup>10</sup> Peter Schäfer, a.a.O.

<sup>11</sup> Vgl. dazu Wolffsohn, *Juden und Christen*, Kapitel 8 und Wolffsohn, *Sollen wir uns wirklich kein Bild machen?* In: *FAZ*, 6. 2. 2013

<sup>12</sup> Vgl. Gershom Sholem, *Da Davidschild. Geschichte eines Symbols*, Frankfurt 2010

<sup>13</sup> Vgl. Erich Fromm, *Ihr werdet sein wie Gott*, München 1982 (Erstausgabe 1966)